

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 178.

Dienstag, 3. August.

1915.

(20. Fortsetzung.)

Frau Adas Töchter.

Roman von Emma Sandhofer-Merk.

(Nachdruck verboten.)

Diese traurigen, häßlichen Bilder stimmten doch nicht zu dem Herrlichen, was Anna nun erlebte! O, so weit, so fern waren die Lehren und Ermahnungen, fern und vergessen wie überhaupt die Wirklichkeit, der nüchterne Tag!

Sie, die nur an das Schelten, an die Risse der Mutter, an die ungeduldige Reizbarkeit der gnädigen Frau gewöhnt war, sie wurde umworben, wie eine junge Dame behandelt, durfte sich der Macht ihrer Schönheit bewußt werden! Sogar Blumen hatte Bruno für sie, die sie sich an die Brust stecken mußte!

Und wie süß es war, wenn er sie küßte!

An diesem ersten Abend in der Sennhütte, an dem er nur daran dachte, ihre Freude zu machen, mit wohlberechneter Zurückhaltung sein Opfer in Sicherheit brachte, da war es ihr zu Mut, als wäre das Aschen-Brödel eine Prinzessin geworden, um die der Fürst des Landes sich bewarb.

Natürlich versprach sie, wiederzukommen in sein kleines Reich. „Unser Reich!“ sagte er sogar.

Und sie kam wieder. Und es geschah, was geschehen mußte, wenn ein verliebtes, junges Ding zu einem lebenslustigen leichtsinnigen jungen Menschen käufte.

Wie in einem feligen Rausch ging sie in ihr Schicksal. Sie dachte nicht an die Mutter, sie dachte nicht an die Zukunft. Sie kannte weder Furcht noch Reue.

Wie der Bach, der draußen murrte, seinem Lauf folgte, wie die Bäume sich neigten unter dem Hauch des Ostwindes, wie alles um sie her wogte und reifte in dieser Sommerpracht, so folgte auch sie nur willenlos der Natur und ihren dunklen Gesetzen, wenn sie in seine Arme fiel, sich ihm hingab.

Und Bruno war im Leben ein so guter Schauspieler, daß niemand ahnte, welcher Roman sich im Hintergrunde der stillen Villa abspielte; daß das Almhüttchen sein Geheimnis bewahrte.

Fanny kam einmal an einem Sonntag zu Besuch nach Fischbach.

Ihr fiel es gleich auf, daß die Töchter verändert war. Vor allem: Anna schien ihr rebellischer als sonst; sie wehrte sich, da die Mutter sie wegen einer Kleinigkeit hart anließ, und hatte plötzlich eine ganz schneidige Bunge. Aber wie argwöhnisch auch Fanny herumforschte, sie konnte nichts Verdachtverweckendes entdecken. Auch die schweigsame Köchin mußte bestätigen, daß Anna nicht aus der Villa heraustrat. Und Bruno machte ein so kühles, hochmütiges Gesicht, daß sogar Anna sich von dieser Maske zwischen ließ und traurig und niedergeschlagen wurde, weil er so kühl über sie hinwegjah. Und gerade diese Trübung ihrer Stimmung beruhigte wieder die Mutter, der zuerst die Augen der Töchter so übermütig-glänzend, deren Haltung so selbstbewußt erschienen war. Sie konnte sich ihm einreden, daß die Freude des Wiedersehens ihren Munde diesen strahlenden Ausdruck gegeben hatte, als sie ihr am Bahnhof entgegengestritten war.

Fanny reiste am Abend wieder ab, nicht völlig beruhigt, aber doch ohne irgend welchen bestimmten Grund des Argwohns, und ein paar Stunden später trafen sich Anna und Bruno am Waldbühnschen und fielen sich lachend und wie von einem Alpdruck befreit in die Arme.

So verging der August. Der Herbst rückte an. Dr. Robertus war nur einige Male für kurze Zeit auf die Villa gekommen und Felicitas hatte ihn begleitet. Bleiben wollte sie nicht. In dieser Landstille überkam sie eine noch viel tiefere Melancholie als in der Stadt, wo sie im Hause, in der Nähe des Vaters verschiedene Beschäftigung fand. Und Mama machte ihr eine Szene, so oft sie in ihre Nähe kam, versicherte ihr immer wieder mit tiefer Stimme: „Ich habe mich tadellos gehalten in allen Gefahren der Bühne, und du — o, es ist furchtbar!“

Das ertrug sie nicht. Sie litt schon genug unter ihren Selbstvorwürfen. Auch mit Oly fühlte sie nicht jene innige Zusammengehörigkeit, die die Zunge löst und das Vertrauen leicht macht. Immer wieder mußte sie an jenen Tag denken, da sie allein nach München gefahren war und den Vater um die Einwilligung zu ihrer Verlobung gebeten hatte. Damals war ihr zum erstenmal klar geworden, wie jedes von ihnen sein eigenes Leben führte, wie sie gar nicht wie eine rechte Familie zusammengehörten, und dieses Gefühl des Alleinstehens bei den Eltern empfand sie nun schärfer, schmerzlicher als je zuvor.

Im September kam nach wolkenlosen Wochen eine trübe, kühle Regenzeit. Es war, als sollte zugleich mit der Sommerherrlichkeit auch der Jubel, der Annas Seele erfüllte, der Glanz, der ihr die Augen geblendet hatte, verschwinden und verblassen.

Bruno war ja immer noch lieb zu ihr, aber sie fühlte doch, daß er sie nicht mehr mit so feuriger Ungeduld erwartete, daß er zerstreut und gleichgültiger war, wenn sie kam. Sie froren nun auch in ihrem Almhüttchen, und sie zitterte mehr als in den warmen Tagen vor dem Gedanken, ihre Herrin könnte noch einmal nach ihr rufen. Die Ausrufe, die sie im Garten gewesen, mußte dann höchst unwahrscheinlich klingen bei Regen und Sturm.

Ach, und die Angst, mit der sie oft nachts aufwachte aus dem Schlaf und mit großen Augen ins Dunkle starrte! Eine Angst, die ihr den Atem raubte, die ihr die Brust zusammenschnürte, ihr fast das Herz abdrückte. Am Morgen, wenn sie aufstehen mußte, drehte sich ihr das Zimmer im Kreise und sie mußte rasch wieder in die Kissen sinken, um das unerträgliche Schwindelgefühl zu bekämpfen.

Es dauerte nicht lange, da wich auch die rosige Farbe von ihren Wangen, und sie sah so elend aus, daß es Frau Robertus auffiel.

„Was fehlt Ihnen denn, Anna?“ fragte sie mehr ärgerlich als besorgt. „Sie werden mir hier doch nicht krank werden!“

Anna gab zu, daß sie sich nicht wohl fühle.
„Gehen Sie doch zum Arzt“, sagte Oly. „Er wohnt ganz nahe.“

Anna erschrak und stammelte: „Ach, so schlimm sei es nicht; sie habe wohl nur zu viel von den Kirschen gegessen, die neulich ein Bauer gebracht, weil die Köchin sagte, sie seien zu klein zum Kochen und die Herrschaft möchte sie nicht.“

„Am Ende haben Sie die Kerne geschluckt!“ rief Oly.

„Ach ja, gnädiges Fräulein. Das haben wir als Kinder immer getan.“

„Na, wenn Sie solchen Unsinn machen, Anna, dann können Sie sich nicht wundern!“ zankte Frau Robertus. Anna nahm die Miße geduldig hin. Sie war nur froh, daß ihr das mit den Kirschen eingefallen war.

O, die Angst, die namenlose Angst!

Und sie mußte ihre Unruhe doch tief verbergen, konnte mit niemand darüber sprechen, denn Bruno war für einige Zeit in die Stadt gereist.

Er wollte sich prüfen lassen, einmal vor dem Intendanten, an den ihm die Mutter eine Empfehlung mitgegeben, Probe sprechen. Er hatte, nach dem Räte Mamas, die Absicht, zuerst ein Engagement an einem kleinen, feinen Theater in der Provinz anzunehmen, an dem er viel spielen, sich die nötige Routine erwerben konnte, ehe er in seiner Vaterstadt auftrat.

Die Aussprache mit dem Vater schob er möglichst lange hinaus, hätte sie am liebsten verzögert, bis er dicht vor der Abreise war und nicht lange mehr den strengen Augen standhalten mußte. Darum hoffte er auch nun, einen Agenten zu finden, der ihm das Gewünschte vermittelt, so daß er schon im Sattel saß, wenn die Bombe platzte. Frau Ida graute auch vor der unvermeidlichen Enthüllung und sie gab sich gerne noch eine Gnadenfrist.

Bruno kam triumphierend zurück. Alles war ihm nach Wunsch gegangen.

Der Intendant hatte ihm zu seinem Organ gratuliert, der Agent versprochen, ihn zu empfehlen, und auch darin hatte er es gut getroffen: Der Vater war zu einem medizinischen Kongreß nach Berlin gereist, Felicitas hatte ihn begleitet; so brauchte er nicht Rede zu stehen, warum er in München sei.

Ein gewisses Unbehagen hatte er freilich empfunden, als Fanny ihn mit solcher Freude begrüßte und ihn mit ihren besten Federbissen und ihrer aufmerksamsten Bedienung verwöhnte. Aber über solche Anwandlungen mußte ein junger Lebemann hinwegkommen.

Erfüllt von Zukunftshoffnungen, wie er war, hätte er dem kleinen Landroman, der nur ein Zeitvertreib für den Sommer gewesen — gerade gut genug für Fischbach —, gern ein Ende gemacht. Aber Anna blickte ihn mit so sehnsüchtigem, flehendem Ausdruck an. So flüsterte er ihr denn doch nach einigen Tagen wieder zu:

„Heute Abend in der Almhütte, Schatz!“

Sie kam auch, warf sich ihm an den Hals und fing gleich zu weinen an.

„Na, na, was ist denn?“ fragte er etwas ungeduldig. Tränen konnte er gar nicht leiden.

Und sie teilte ihm, verwirrt, erstickt vom Weinen, ihre Befürchtungen mit.

„Unsinn! Unsinn! Du irrst dich!“ sagte er. Aber er war selbst sehr betroffen.

Obwohl er sich bemühte, sie zu trösten und zu beruhigen, ihr vorzustellen, daß das doch gar nichts so Schreckliches sei, denn er wäre doch kein gewissenloser Mensch, der sie ganz im Stiche lassen würde, fühlte sie mit der feinen, reizbaren Empfindung einer Schwergängstigen doch die egoistische Kälte, die im Grunde seiner Seele war.

Nun sah sie die Klust, die er ihr bei seinem heißen Werben zu verdecken gewußt; nun zeigte ihr sein Benehmen die Wirklichkeit, die sie vergessen hatte: Er war

der Herr, sie das Dienstmädchen, mit dem man nicht viele Umstände zu machen braucht!

Man hörte draußen das Rauschen der Bäume und das stärkere Rollen des Wachs. Es klang nicht mehr lieblich wie süßes Gemurmel, nein drohend und düster.

Sie saß zusammengekauert, mit den Händen vor dem Gesicht und ein Schluchzen erschütterte manchmal ihren Körper, daß ihm doch weh ums Herz wurde.

„Komm, komm, trinke ein Glas Wein! Das wird dich aufrichten, Annchen“, sagte er.

In diesem Augenblick geschah das Unerwartete, das Schreckensvolle.

Es rüttelte jemand an der versperrten Tür.

Und dann nach einer Weile, während sie sich beide verblickt anblickten, sich nicht zu regen wagten, schrie eine zornige Stimme:

„Anna! Anna!“

Fannys Stimme.

Das Mädchen fiel auf die Knie nieder; sie lag auf dem Boden wie niedergefällt von Entsetzen.

„Das ist die Mutter!“ stieß sie hervor. In diesem Augenblick vergaß sie die jahrelange Verstellung und sagte nicht mehr „die Tante“.

„Still! Nur still“, mahnte er, und legte den Finger auf den Mund.

Sie atmeten kaum, und mit einem raschen Einsall blies Bruno in die Lampe und löschte sie. Das Licht, das durch die roten Vorhänge schimmerte, mußte sie ja verraten.

Nun standen sie im Dunkeln, und eine Weile hörte man nur das drohende Rollen des Wachs und das Rauschen der Bäume. —

Aber dann wieder die Stimme: „Anna! Anna!“

Fanny hatte seit vielen Wochen, seit sie auf der Villa gewesen, den Tag ersehnt, an dem sie wieder hinausfahren und ihrer Tochter prüfend in das Gesicht schauen konnte. Ihr Argwohn war sogar in der Entfernung gewachsen, und bei dem vielen Alleinsein in der stillen Wohnung hatten die düsteren Stimmungen, denen sie unterworfen war, ganz von ihr Besitz ergriffen. Sobald nun Dr. Robertus seine Reise nach Berlin ankündigte, hatte sie auch den Entschluß gefaßt, nach Fischbach zu reisen. Zu ihrem Anger war sie bis her daran verhindert worden, erst durch Brunos Unwesenheit in der Stadt und dann durch Handwerker, die noch einiges in der Wohnung machen sollten und lange nicht Wort hielten. Nun hatte aber der gnädige Herr seine Ankunft für Sonntagabend angezeigt, und ihr blieb nur der Samstag, nachdem die Arbeiter fort waren, für ihren Ausflug. Wer hinaus wollte sie, nachsehen mußte sie um jeden Preis.

(Fortsetzung folgt.)



Was ist Glück? Übereinstimmung eines Charakters mit seinem Schicksale. So kann es von der Natur gegeben, vom Geiste geschaffen werden. Feuchtersleben.

Nächte am Tegernsee.

Von Kurt Kändler.

In all den schönen Orten rund um den Tegernsee schliefen die Menschen und die Dichter.

Hoch in den Lüften rauschte der Gesang der sphärischen Orgeln. Unruhig sprangen die Wellen über den See, den die Berge düster umarmten.

Weit hinter dem Wallberg, der, wie das breite, grünumwallte Haupt eines Riesen am Süden des Sees aufragt, über den Schründen und Klüften des Gebirges schien eine Schlacht sich entwickeln zu wollen. Es bebte und grollte aus der Ferne, fahlblaues Licht strich über den dunklen Himmel, und dann sah man sekundenlang die tanzende Scheitellinie der Schwarzen Berge und dahinter die mächtig aufgeschichteten Bollen, die waren wie die schweren Leiber gewaltigen Schlachtritter.

Jegendwo, in einem Garten, auf einer Wiese, unter einer Tanne, schrie ein ängstliches Tier. Der Laut starb hin, schwer und bedrückend war das Schweigen. Dann füllte sich die Luft wieder mit jenem geisterhaften, huschenden Licht. Aus den schwarzen Wolkensperden wuchsen riesenhafte Reiter. Die stürmten plötzlich gegeneinander an und schleuderten gelbe, zuckende Speere. Es frachte und donnerte, als prallten eiserne Schilde dröhnend aufeinander. Hart rauschte der Regen nieder, es war, als stürzten Blutbäche hoch aus den Schlachtfeldern der Lüfte in den stöhnenden See. Unaufhörlich fuhren die gelben Blitzzperre in die zerberstenden Leiber der Wolkensreiter und das Gebrüll der sterbenden Riesen hallte schütternd durchs Gebirge. Oft war die Nacht giftig erhellt und der schroffe Rücken des Riffersogls zwischen Wallberg und Seiberg war dann wie eine gigantische, gelb lodernde Flamme, vor der, wie eine stille Witte, das schwarze Kreuz auf dem Gipfel des Wallbergs stand.

In den Häusern rund um den See erwachten die Menschen . . ., alle Fenster entzündeten sich im Schein der stillen Lampen . . ., bis das Gewitter in den Lüften wimmernd erstarb.

Andern Tags war der Himmel sommerblau, der See lag glatt und smaragdgrün zwischen den Bergen, und die Sonne schüttete ihre goldenen Garben über das Land.

In den Zeitungen lasen wir von dem tobenden Sturm der Feinde gegen die felsenstarrende Isonzolinie. Von dem harten Anprall der Stürmenden gegen eiserne Waffen und eiserne Menschen und von dem klirrenden Zusammenbruch der feindlichen Massen. Uns allen ging es seltsam durch die Seele. Wir dachten an das Blitzen und Donnern der Wolkenschlacht hoch in den Bergen, und uns allen war, als hätten wir mit ausgewählten Sinnen alles leibhaftig miterlebt im Grauen der Nacht . . ., den brüllenden Ansturm der Feinde und den strahlenden Triumph der Freunde.

In der Nacht, die nun kam, war der hohe Himmel weiß von den Heerscharen der Sterne. Wie bleiche Seerosen lag ihr Licht auf dem stillen Wasser. Wieder schliefen in den Häusern rund um den See die Menschen und die Lampen.

Aber eine hohe Gestalt, auf den Krüdstock gestützt, ging langsam am Ufer auf und nieder. Ich kannte ihn wohl, den einsam Schreitenden. Ein deutscher Hauptmann, der aus der Hölle von Arras kam und Genesung von seinen Wunden suchte. Die Erinnerung an das Grauen der Kämpfe ließen ihn nicht schlafen, Nacht für Nacht war er draußen am See.

Ich sah, wie er still am Ufer stand und den weißblühenden Sternenhimmel betrachtete. Wunderbar wuchs die hohe Gestalt aus den Schatten der Nacht.

Da fiel ein Stern. Einen Streifen von blauweißem Lichtpunkt hinter sich lassend, sank er glühend der armen Erde entgegen. Ganz plötzlich, als er schon dicht bei der Erde war, erlosch sein Licht. Starb er vor Schreck über die furchtbar verfierte Erde, der er aus Himmels Höhen sich sprühend entgegenstürzte?

Ich sah, wie der kranke Hauptmann gebannt stehen blieb und immer dorthin schaute, wo der weiße Stern erloschen war. Was dachte sein Hirn? Wovon träumte seine Seele?

Dachte er an die gewaltigen Gesehe, nach denen die Sterne hoch oben ihre ehernen Bahnen zogen? An den abenteuernden blauweißen Stern, der dem gewaltigen Gesehe entschlüpfte war und seine strahlende Flucht mit dem Untergang bezahlen mußte, und an die harte Hand, die seine Spur im Weltenraum auf ewig verwischte?

Da fiel ein zweiter Stern, ein dritter, ein vierter. Sie jauchzten im eigenen Licht und erloschen wie Funken, die kindlich aus Kieselsteinen wehen.

Der aus dem Krieg mit Wunden heimgekehrte Hauptmann schritt langsam weiter, sein Kopf war gebeugt. Seine Seele ahnte die ungeheuren, unsagbar gewaltigen Schlachten, die sich im unendlichen Weltenraum nach dem Willen eines ewigen und ehernen Gesehes Stunde um Stunde vollziehen. Erden bilden sich . . . Erden verlöschen . . . Welten versprühen! Der Soldat, der am Ufer des stillen Sees, unter dem Reihwerk der zehntausend Sterne, einsam auf- und niederschritt, begriff nicht mehr, weshalb die armen Menschenlein auf der kleinen Erde nicht im Frieden miteinander leben konnten.

Aus der Kriegszeit.

Treue Kameradschaft. Am 31. Mai, abends um 11 Uhr, so schreibt ein Kompagnieführer, wurde mir eine sehr große Freude zuteil! Bei unserem Unternehmen am 29., abends, war der Bizefeldwebel der Reserve Artes der 4. Kompagnie des Reserve-Regiments 264, der dreimal rausgegangen war, um Verwundete zu holen, schließlich selbst nicht zurückgekehrt, und wir waren alle überzeugt, er sei gefallen. Es war aber nicht möglich, ihn im Gelände zu entdecken. Ich wurde nun heute ans Telefon gerufen und hörte: Feldwebel Artes lebt und liegt in einem Granatloch dicht vor dem feindlichen Schützengraben. Sein Puzer, der Wehrmann Franz Buwai, geboren 24. November 1882 in Niedziliska, zuletzt in Diesdorf i. Altmark, hatte sich, ohne einem Menschen etwas von seiner Absicht zu sagen, bei Dunkelheit, auf dem Bauch kriechend, ins Vorgebiet begeben und den Vermissten nach zweistündiger Suchen gefunden. Da Artes aber einen Schuß durch das Knie hatte und infolge des dreitägigen Hungerns neben den seelischen Aufregungen auch körperlich sehr angegriffen war, konnte er ihn nicht mit zurückbringen. Er war ja nur rausgegangen, um die Leiche zu suchen, deshalb hatte er außer dem Gewehr auch nichts bei sich. Artes war schwerverwundet in ein Granatloch gekrochen, 15 Schritt vor dem feindlichen Graben, in das im Lauf der folgenden Tage Handgranaten geworfen wurden, weil wir glaubten, es sei eine feindliche Sappe. Zwei dieser Granaten, die nicht krepier waren, brachte Buwai zurück. Nachdem Buwai den Feldwebel gefunden hatte, sprach er ihm eine Zeilang Trost zu, er schlich sich dann wieder in den Schützengraben zurück, um sich eine Zeltbahn zu holen. Auf dieser wollte er seinen Feldwebel zurückziehen, denn an ein aufrechtes Tragen war wegen des rasenden Feuers nicht zu denken. In der Kompagnie fand sich auch gleich ein Krankenträger Karl Fölsche, geboren 10. Februar 1893 in Friedeburg a. Saale, bereit, mitzugehen, um den Zugführer zu holen. Wange Minuten vergingen nun, bis man hörte, was aus diesem Unternehmen werden würde. Sollte man es überhaupt verbieten, um nicht das Leben zweier so kräftiger Leute aufs Spiel zu setzen? Sie wären dann heimlich rausgegangen. Nach 1 1/2 Stunden kamen sie zurück und brachten Artes mit. Die Freude in der ganzen Kompagnie war unbeschreiblich. Ein herrliches Beispiel treuer Kameradschaft! Und wie hat er es gemacht? Wieder ging es auf dem Bauch raus. Dann die Zeltbahn unter den erschöpften Verwundeten gelegt, einen Gewehrriemen rechts, einen links an die Zeltbahn geknotet, jeder von den beiden Leuten knüpfte sich den Gewehrriemen an sein Koppel, und nun kriechen sie wieder zurück und ziehen so ihren Feldwebel über etwa 70 Meter bis in unseren Graben. Gewiß kein beneidenswerter Transport für einen Verwundeten, dafür ist er aber gerettet und konnte nun gleich im Auto in das nächste Lazarett gefahren werden. Seine Verwundung ist Gottlob nicht ernst, wenn auch schwer. Sein Zustand ist leidlich. Ich machte dem Regiment Meldung von dem Vorfall und erwirkte die Ernennung des Buwai zum Gefreiten, zur Belohnung für seine heldenhafte Tapferkeit, inzwischen habe ich ihm auch das Eiserne Kreuz besorgen können.

Tiere als Schlachtenbummler. Seit es Kriege gibt, gibt es auch Schlachtenbummler. Heute allerdings ist das Beobachtungssystem im Felde so streng organisiert, daß die Zahl dieser merkwürdigen Individuen auf ein Minimum eingeschränkt, wenn nicht gar gänzlich abgeschafft ist — wenigstens was die menschlichen Schlachtenbummler betrifft. Aber auch unter den Tieren gibt es Schlachtenbummler; und die vielen wachen Geschöpfchen aus dem Felde beweisen, daß diese vierbeinigen Bioblasten an der Front bedeutend zahlreicher sind und mit weitaus größerer Freude begrüßt werden als die zweibeinigen. Der Krieg scheucht auf seinem rauhen Marsch Haustiere aller Art aus ihren friedlichen Ställen und Weisungen auf, und nicht selten geschieht es, daß diese umherirrenden Flüchtlinge die Viehlinge der Soldaten werden und so an der Front eine neue Heimat finden. Eine Anzahl interessanter Beobachtungen über die Haustiere in der Frontlinie weiß die „Dach Mail“ zu berichten: „Die Bähigkeit und die praktischen Lebenskenntnisse der Rassen sind allgemein bekannt. Der Einsatz des Hauses, in dem sie ihren warmen Platz hatte, das Verschwinden bevor, die ihr Speise und Trank

gaben, die Veränderungen und Erschütterungen der Luft — all dies läßt die kluge Kake bald erkennen, daß es gefährlich wäre, noch weiter an Ort und Stelle zu bleiben. Sie wandert fort und begegnet unweit der Ruinen ihres Heims einem Geschlecht menschlicher Wesen, die wie Kaninchen in einer Wirtnis von tiefen Löchern und Höhlen leben. Und gleich begreift die Kake die Vorgänge dieser Einrückungen. Niemand bemerkt ihr Erscheinen; aber ohne lange Überlegung zieht sie mit ihrer Familie ein, und bald fühlt sie sich vollkommen heimisch. Die Mahlzeiten in den Schützengräben sind regelmäßig, und auch sonst gibt es allerhand Bequemlichkeiten, auch Sade und dergl., auf denen man sich zusammenrollen und träumen kann. Und in kalten Nächten schmiegt man sich an die Schulter eines schlafenden Kriegers. Die wachen Stunden sind mit allerhand interessanten Betrachtungen und Erlebnissen ausgefüllt. Die Sappeure, die nachts die Schützengräben ausbessern, sehen sich oft von einer neugierigen kleinen Kake begleitet, und meist ist solch ein vierbeiniger Begleiter anwesend, um mit funkelnden Augen die Munitionsbereitstellung zu überwachen. Ein Offizier erzählte, daß er nachts im Flammenschein der Geschütze ganz in seiner Nähe eine kleine Kake erblickte, die wie ein erschauer Zuschauer das Feuerwerk betrachtete. Die Kaken bewachen auch im heftigsten Kampf ihre furchtlose Ruhe. Weitläufiger geberden sich die Kaninchen; aber auch unter ihnen haben sich viele eine den Umständen angepasste Philosophie zurecht gelegt und sind Fatalisten geworden. So sah man vor einem zerflossenen Wauerhaufe eine Anzahl Kaninchen, die sich damit vergnügten, ein Latzstück zu zernagen, während ringsum die feindlichen Granaten in den Boden schlugen. Die Soldaten mußten Deckung suchen, und ein Offizier bemerkte, wie ein Kaninchen das gleiche tat, indem es eiligt unter seine Schulter kroch. Bei einer anderen Gelegenheit wurde ein Kaninchen von Soldaten als Schoßtier mitgenommen. Lange Zeit erfreute es sich eines behaglichen Lebens inmitten der kriegerischen Ereignisse, bis es in einem Naufhandel mit einem verlaufenden Hund den Tod fand und festlich gebeten wurde. Auch Papageien gibt es an der Front, und man erhebt bei dem Gedanken, was für verschiedene Dialekte und Kriegsgeräusche solch ein talentierter Vogel dort draußen erlernen mag. Tatsächlich konnte ein Papagei schon nach kurzer Zeit das Pfeifen der Granaten so täuschend nachahmen, daß die Soldaten, die ihn zu sich genommen hatten, in fortwährender Unruhe waren. Ein weniger angenehmes Schicksal, als die genannten Tiere es haben, ist dem Hühner an der Front beschieden: es wird meist verzehrt. Aber auch da gibt es Ausnahmen. So werden die Hühner oft von Hindus aus der Feuerlinie gerettet, da diese Tiere von den Indern als geweiht verehrt werden.

Was eine englische Hausfrau ausplaudert. Aus unserem Leserkreise erhalten wir folgende Zuschrift: Obgleich die englische Zensur streng gehandhabt wird und namentlich die Post scharf kontrolliert, die in das neutrale Ausland geht, passiert es doch hin und wieder, daß den argwöhnischen Augen der Beamten manche Briefe entgehen, die so vielerlei ausplaudern, das wenig zu dem Bilde über die wirtschaftliche Lage in England paßt, welches man noch immer jenseits des Kanals der Neutralen nach Möglichkeit vorkäufchen möchte. Diesmal war es eine englische Hausfrau, die gegenüber einer zurzeit in Kopenhagen wohnenden Freundin ihrem geprehten Herzen Luft machte. In dem Briefe heißt es u. a.: „... vor allem sei froh, daß Du jetzt in Kopenhagen wohnst, denn hier in Christid ist es gegenwärtig unerträglich zu leben. Das Brot ist umerschwänglich teuer und Fleisch zählt fast zu den Delikatessen. Wo wir Kohlen hernehmen sollen, wenn der noch vorhandene kleine Vorrat zu Ende ist, ist mir bis jetzt ein Rätsel, denn diese Kostbarkeit ist kaum noch zu bezahlen. Wir werden daher gezwungen sein, unser Landhaus hier, das seiner abgelegenen Lage wegen keinen Gasanschluß besitzt, zu verlassen und nach unserer Wohnung in London überzusiedeln, denn dort kann uns doch die vorhandene Gasanlage von dieser entsetzlichen Kohlennot befreien. Dienstboten sind unter den gegenwärtigen Verhältnissen überhaupt nicht mehr zu erhalten, denn alle jungen Mädchen werden von den Heiraten, die für den Heeresbedarf arbeiten, direkt umworben und hoch bezahlt. Frauen, deren Männer sich für den Heeresdienst anwerben lassen, sind auch kaum als Ersatz zu bekommen, denn obwohl sie von den ihnen zustehenden Unterstützungen nicht leben können, so verdienen doch deren Kinder als Träger von

Verbehalten für den Kriegsdienst mehrere Pence pro Tag. Wenn es solchen Knirpsen von 4, 6 und mehr Jahren gelingt, mit ihrem Plakat, auf dem die stolze Aufschrift prangt: „Mein Vater steht im Kriege!“, einen Passanten der Straße so anzulocken, daß er sich zum Heeresdienst verpflichtet, erhält er eine Prämie von 10 Schillingen, die sich jedoch um das Doppelte erhöht, wenn ein Angehöriger aus der eigenen Familie Handgeld nimmt. Allerdings geht dieses Geschäft schlecht, aber wie gesagt, auch im negativen Falle verdienen ja die Kinder einige Pence, die von den Müttern zur Erhöhung ihres Wirtschaftsgeldes willkommen geheißen werden und sie so von der Notwendigkeit eigenen Verdienstes mehr oder weniger unabhängig machen. Was noch werden soll, wenn die hier und da aufflackernden Kriegerausstände sich mehren, ist nicht abzusehen, denn schon jetzt ist es selbst bei unseren Mitteln nicht mehr möglich, angemessen zu leben. Wenn es Dir möglich ist, so schreib doch Mary in Deutschland, daß sie durchaus nicht nötig hat, sich jetzt nach England zu sehnen, sondern daß ich im Gegenteil an ihrer Stelle sein möchte, da es sich dort, wie wir aus zuverlässiger Quelle erfahren, viel erträglicher leben lassen soll als hier. In schweren Sorgen, wie alles noch werden wird, Deine treue A.“

Ein amerikanisches Lob unserer Verwundetenpflege. Die deutsche Organisation, die während des Krieges die Leistungen auf allen Gebieten zur höchsten Vollkommenheit gebracht hat, findet auch im Ausland in den unparteiischen Kreisen vollste Anerkennung. Auch in Amerika gibt es eine große Zahl objektiver gebildeter Zeitungen, die deutsches Können und deutsche Tüchtigkeit richtig zu beurteilen und zu schätzen wissen. Nicht gering ist die Zahl der amerikanischen Blätter, die die technischen Vorzüge der deutschen Kriegsführung als wunderbar und unübertrefflich hinstellen. Eine ganz besondere Schätzung aber hat sich die deutsche Verwundetenpflege in den Kreisen der amerikanischen Sachverständigen erworben. Der New Yorker „Globe“ erklärt, daß die Fähigkeiten der Deutschen in der Verwundetenpflege geradezu beispiellos und den ärztlichen Leistungen in allen anderen Ländern weit überlegen sind. „Man kann sagen“, schreibt das Blatt, „daß das Amputieren in den deutschen Krankenhäusern eine vergessene Barbarei ist. Die deutschen Chirurgen haben den Wahlspruch: Wer nicht stirbt, muß instand gesetzt werden, wieder an die Front zurückzuführen. 50 bis 60 Prozent der deutschen Verwundeten werden vollkommen wiederhergestellt, und dieser Prozentsatz ist noch fortwährend im Steigen begriffen. Die Verwundeten werden, sowie sie aus den Schützengräben getragen worden sind, augenblicklich ärztlich untersucht. Hierauf wird der Verwundete mit einem Schein, auf dem die Art der Verwundung verzeichnet ist, weitergesandt, und 1½ Stunden später ist die Operation bereits vorüber. Von ganz besonderer Bedeutung ist die Behandlung mit R-Strahlen, der in den deutschen Lazaretten weitaus der Raum gegeben wird. Denn meist kann der Verwundete nur durch sofortige Operation gerettet werden, da nur auf diese Weise Bakterienreinigungen und Blutvergiftung verhütet werden. Die Deutschen haben Automobile mit vollkommenen R-Strahlenanlagen. Auf diese Art ist es möglich, die Wunden der Soldaten gleich hinter der Frontlinie mittels Röntgenstrahlen zu photographieren. Manchmal werden von einer solchen Röntgenambulanz innerhalb 20 Minuten 50 oder noch mehr Röntgenaufnahmen hergestellt. Diese Röntgenbilder stehen weit über den bisher hergestellten, sowohl durch ihre Größe als auch durch die außerordentliche Schärfe, die nicht nur den kleinsten Splitter, sondern auch den durch das Geschöß genommenen Weg deutlich zeigt. So können von vornherein Einzelheiten festgestellt werden, die dem Auge selbst des besten Chirurgen entgehen müßten. Der Umstand, daß der Chirurg bei jeder Operation die Röntgenplatte vor Augen hat, ermöglicht in zahllosen Fällen, daß eine Amputation vermieden wird. Die Frage der Infektion spielte in allen bisherigen Kriegen eine bedeutende und besonders gefährliche Rolle. Bei vergleichenden Betrachtungen vermag man zu sagen, daß eine Infektionsgefahr im deutschen Sanitätswesen so gut wie unbekannt ist. Ein russisches Majorette ist sicherlich das schmutzigste Instrument, das man sich denken kann. Aber es gibt deutsche Soldaten, die mehr als einmal von russischen Majoretten durchbohrt wurden, und dennoch durch die Behandlung in den deutschen Lazaretten vor jeglicher Infektion bewahrt wurden.“